Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 30 — Sonntag den 29. Juli — 1906

Goldlenchen.

(10. Fortsetzung.) Ein Künstler-Roman von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Lenchen hatte furchtbare Stunden verlebt.

Wohl hatte ihr besseres Ich, die alte Liebe zu Richard gewaltsam an ihrem Herzen gerissen und tausend Stimmen hatten ihr zugerufen: Geh zu ihm! Bitte ihn um Verzeihung, denn Du bist es, die ihn gekränkt, Du allein trägst die Schuld.

Aber da war er wiederum emporgestiegen, der gehässige Dämon in ihrer Seele, der finstere unbeugsame Trotz, hatte sich emporgereckt in gigantischer Größe und sich zwischen sie und ihn gestellt. Sie nannte es weiblichen Stolz, beleidigte Ehre — was sie hinderte, den ersten Schritt zu tun, und wenngleich das arme Herz sich zuckend im Busen wand in wilder Verzweiflung, sie gewann es nicht über sich, um Vergebung zu bitten und ihre Schuld einzugestehen!

Er hätte an sie glauben sollen, daß sie nichts Unrechtes tat, wiederholte sie sich immer und immer wieder, in falscher Logik, ohne sich klar darüber werden zu wollen, daß er sie in einer Situation gefunden, die die schlimmste Deutung als selbstverständlich erscheinen ließ! Sie lag zu Hause stundenlang, regungslos mit weit offenen Augen zur Decke blickend, wo ein dünner Lichtstreifen von der Straßenlaterne zitterte wie ein blasser Mondstrahl. Sie sah den Morgen grauen, hörte draußen vom nahen Kirchturm die Stunden schlagen, eine nach der anderen — hörte die ersten Wagen über das Pflaster rollen und die schlürfenden Schritte der Bäckerjungen, das ferne Klingeln der ersten Pferdebahnwagen Sie rührte sich nicht!

Sie hatte nur einen Gedanken: Tod sein zu dürfen, nicht mehr aufstehen zu müssen, keine Menschen mehr sehen zu müssen, abschließen zu können das verfehlte Leben ohne Schmerz, ohne Qual! —

In ihrem armen Kopf wirbelten tausend Gedanken durcheinander, an ihrem Herzen rüttelte mit eiserner Faust das böse Gewissen und der verhängnisvolle Trotz bäumte sich in ihr auf!

Sie kannte Richard genau genug, um zu wissen, daß er nach der Szene in der Ballnacht nimmermehr einen Schritt des Entgegenkommens tun würde, daß er, wenn auch mit blutender Seele, sich losringen würde von ihr und wenn es ihm das Leben kostete. Vielleicht aber, wenn sie zu ihm ging und ihm alles reuevoll bekannte, wenn sie persönlich an sein Herz sich wendete, das doch an ihr hing, vielleicht war dann eine Versöhnung zu hoffen.

Und doch — würde nicht alles beim alten bleiben? Begann dann das alte Leben, der alte Druck nicht wieder von neuem?

So lag sie ringend, kämpfend mit falscher Logik stundenlang. Sie verließ das Bett nicht, sie kleidete sich nicht an, aß und trank nicht, nur ihr gefoltertes Hirn arbeitete weiter ohne Unterbrechung — ohne Resultat! — Am Nachmittag endlich erhob sie sich! — So konnte es nicht bleiben. Sie mußte sich aussprechen mit ihm! Sie hatte den Mut dazu. Als sie sich in den Spiegel schaute, erschrak sie selbst vor der geisterhaften Blässe ihres Gesichts, in dem nur die großen Augen brannten, als gehörten sie nicht dazu.

Sie ging die wenigen Schritte zu seiner Wohnung, blickte erst von der gegenüberliegenden Seite lange mit dem Entschluß ringend zu seinen Fenstern empor, und stieg dann langsam, Stufe für Stufe die Treppen empor.

Auch oben zögerte sie einige Augenblicke, bevor sie die Klingel zog. Nach kurzem Warten, während dessen ihr das Herz hörbar klopfte, öffnete Richards Wirtin, eine wenig liebenswürdige alte Person, die Lenchen nie hatte ausstehen können, der sie geflissentlich ausgewichen war, wo sie nur konnte.

„Ist Richard zu Hause?“ fragte sie leise, kaum hörbar und ein undefinierbares Gefühl der Beklemmung legte sich über ihre Brust, als sie in die stechenden grauen Augen der Vermieterin schaute.

„Bedaure, Fräulein!“ war die Antwort. „Herr Helmer ist heute mittag abgereist. Sollten Sie — seine Braut — das nicht wissen?“ Und wieder traf sie derselbe stechende Blick, unter dem sie zusammenschauerte wie im plötzlichen Frost.

Sie stammelte einige unzusammenhängende Worte und wandte sich zum Gehen, während hinter ihr die Entreetür ins Schloß fiel. — Sie stand allein. — Fest stützte sie die zitternde Hand auf das Geländer der Treppe, langsam, wie eine Nachtwandlerin stieg sie die Stiegen hinunter, zum letzten Male.

Sie dachte gar nichts mehr, ihr Kopf war wüst, ihre Augen brannten, nur wie im Traume schüttelte sie mehrmals das müde Haupt. Auf dem Absatz der ersten Etage blieb sie stehen und blickte teilnahmslos durch das Flurfenster. — Wie winterlich schon alles war da draußen. Der Kastanienbaum im Hintergarten, von dem Richard ihr im Mai die ersten rosigen Blüten mitgebracht hatte, stand fast gänzlich entlaubt da hinten, kahl und fröstelnd, ein Bild ihres Innern. Auf dem Hofe spielte schreiend und lachend eine Schar Kinder, und das harmlose Jauchzen zerschnitt ihr das Herz. Von einem der Nebenhöfe spielte eine Drehorgel einen fröhlichen Walzer, und am Hoftor stand ein Dienstmädchen lachend und schäkernd mit ihrem Soldaten.

Hundertmal hatte sie im Hinabsteigen dasselbe Bild gesehen und doch — wie anders war alles heute! So farblos, so öde — als hätte sich mit einem Zauberschlag alles verändert.

Langsam stieg sie die letzten Stufen hinunter. Vor dem Hause blieb sie noch einmal stehen und sah sich mechanisch um. Ihr war, als müßte hinter ihr seine schlanke Gestalt aufleuchten, als müßte er sie zurückrufen mit milder Stimme, wie sonst, wenn sie trotzig und schmollend davongelaufen war.

Sie konnte es nicht fassen, konnte es noch nicht begreifen, daß nun wirklich alles aus und vorüber sein sollte für immer.

Er war fort. — Verzweiflungsvoll war er in die Welt hinausgeflüchtet vor der Vergangenheit, mit dem Gefühl der Verachtung gegen sie war er fortgegangen und hatte nichts mitgenommen als die Gewißheit ihrer Schuld.

Der Gedanke machte sie halb wahnsinnig, denn so leichtsinnig sie auch gewesen sein mochte, schlecht war sie ja nicht, und nicht der Gedanke war ihr gekommen, ihm die Treue zu brechen.

Sie kam in ihre Wohnung und dort warf sie sich wieder aufs Bett, teilnahmslos und apatisch ins Leere schauend in stumpfem, tränenlosem Schmerz! Was sollte sie nun tun? Was blieb ihr übrig? — Wohin soll sie sich wenden? Ihre Wohnung war für 14 Tage bezahlt! Was dann? —

Sie berechnete ihre Barschaft, die nur in wenig Pfennigen noch bestand! — Sie überlegte und sann, aber sie kam zu keinem Resultat!

Gegen abend brachte die Wirtin ihr ein versiegeltes Kuvert, daß ein Dienstmann abgegeben hatte. Lenchen erkannte Richards Handschrift und öffnete mit zitternden Händen die Umhüllung. Es enthielt einen Geldschein und eine Karte mit wenigen Worten.

> Daß nach den Vorfällen von gestern unsere Wege sich trennen, ohne jemals wieder zusammenzuführen, wirst auch Du selbstverständlich finden. Aber ich wünsche nicht, daß Mangel und Sorgen Dich auf falsche Bahnen treiben, deshalb sende ich Dir beifolgende Summe, die vollauf hinreicht, Deine Heimreise in die Schweiz zu ermöglichen. Ich will nicht, daß mich jemals ein Vorwurf treffe, ich hätte Dich in pekuniärer Hinsicht im Stich gelassen und Deine Notlage verschuldet. Dein Schicksal liegt nun in Deiner Hand! Sei glücklich und vergiß mich! Richard!

Mit glühenden Wangen sprang Helene empor! Sie zerknüllte das Papier und schleuderte es von sich, als sei es ein häßliches Gewürm, was sie berührte. Sie bebte in ohnmächtiger Wut, seine Großmut beleidigte sie mehr als tausend kränkende Worte es vermocht hätten, und die tödliche Kälte, mit der er sie aufgab, ließen sie plötzlich aus der Lethargie ihres dumpfen Schmerzes emporschnellen!

Ihr Entschluß stand fest, das Geld nicht zu berühren, und wenn sie hätte verhungern müssen.

Am nächsten Morgen schon begann sie nach einer Stellung zu suchen, gleichviel was und wo! — Ihr ganzes emporgewühltes Gemüt schrie

nach Selbständigkeit, und wenn sich ihr eine Tätigkeit bot, so würde sie vor keiner Arbeit zurückschrecken, dessen war sie gewiß. Der Selbsterhaltungstrieb regte sich mächtig in ihr, zum ersten Male im Leben, denn noch niemals hatte sie mittellos und ganz auf sich selbst angewiesen dagestanden.

Sie brauchte Beschäftigung, brauchte Ableitung von diesen martervollen Gedanken! Ihm nachgeben — jetzt, wo er sie verachtete, nach Hause reisen, um sich dort für ewig lebendig zu begraben zwischen den ragenden Felswänden, wo in allen Bergspalten, auf allen Wiesen und Feldern, ja in allen Winkeln ihres Hauses hämische Erinnerungen hockten an die erste süßselige Zeit ihres Lebens — nein, tausendmal nein! Das wäre fehllos der Weg zum Wahnsinn gewesen!

Zwei Tage war sie umhergelaufen, ruhelos mit todwundem Herzen und brennenden Augen, zahllose Adressen hatte sie gesammelt, überall hatte sie sich um Stellung bemüht. Alles war umsonst gewesen. Müde und zerschlagen war sie allabendlich in ihr kaltes Zimmer heimgekehrt mit immer neuen Enttäuschungen immer fehlgeschlagenen Hoffnungen!

Draußen war's kalt geworden in den letzten Tagen, ein eisiger Nordwind pfiff um die Ecken, der Himmel war und blieb gleichförmig grau und der Regen fiel ohne Aufhören. Sie fror in ihren dünnen Herbstkleidern, die Notwendigkeit, sich wärmer anzuziehen, trat gebieterisch an sie heran.

Am Abend war sie wieder nach Hause gekommen, alle Wege waren vergeblich gewesen, alle Bemühungen umsonst. Die alte freundliche Wirtin brachte ihr die Lampe herein und das Abendblatt, aus dem sie immer für den nächsten Tag ihre Adressen im Inseratenteil zusammensuchte.

„Soll ich Ihnen nicht ein bißchen heizen, Fräulein?" fragte die Alte, als sich Lenchen im Sofa zusammenkauerte und Zeitung und Bleistift zur Hand nahm. „Es ist so schneidend kalt heute draußen! Sie müssen sich ja erkälten!"

„Wenn Sie so gut sein wollen," antwortete Lenchen, „ein wenig Feuer zu machen!"

„Wie lange bleiben Sie denn noch hier?" fuhr die Alte fort, zögernd und stockend. „Verzeihen Sie, daß ich so frage, aber — da Ihr Verlobter fortgereist ist — so dachte ich — auch Sie — ich kann nämlich vom Ersten ab das Zimmer auf ein ganzes halbes Jahr vermieten, und Sie wissen ja, wir sind darauf angewiesen!"

„Ich werde es Ihnen — morgen ganz bestimmt sagen," antwortete Lenchen. „Ich — entscheide mich morgen im Laufe des Tags!"

Als die Wirtin das Zimmer verlassen hatte, blieb sie noch einige Augenblicke regungslos sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, starr vor sich hinblickend in stummer, qualvoller Ratlosigkeit. Dann sprang sie auf, mit einem seltsamen Lächeln um die blassen, müden Lippen, nahm einen Bogen Briefpapier — ihren letzten und begann erst zögernd, dann immer fester zu schreiben, bis sie den Brief zusammenfaltete, ins Kuvert schob und adressierte: Herrn Viktor, Grafen von Schomberg, Hier! Tiergartenstr. 13.

* * *

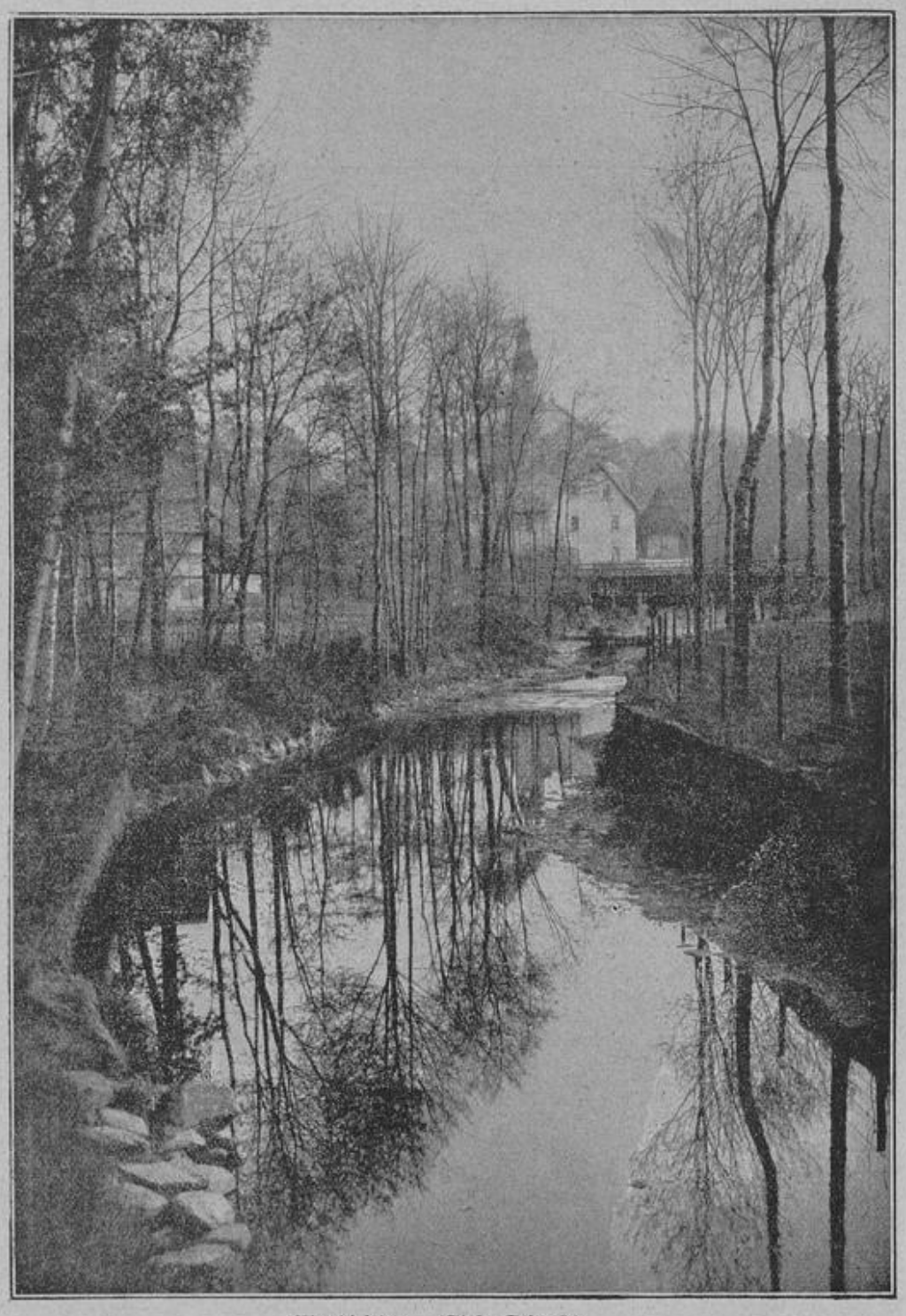
Ein Jahr war vergangen und vieles, vieles hatte sich verändert. In Neapel, drunten am Posilipo ging eines Abends kurz vor Sonnenuntergang eine kleine Gesellschaft lebhaft plaudernd spazieren.

In voller Schönheit lag das herrliche Panorama vor den staunenden Blicken ausgebreitet, phantastisch umglüht von allen Farben eines herrlichen Sommerabends. Als hätte die Natur von allen exotischen Blumen die feurigsten Farbentöne geliehen, vom saftigsten Purpurrot der Rosen bis zum leuchtendsten Violett der Veilchen, vom zartesten Lichtblau des Vergißmeinnicht bis zum tiefsten Gelb der Sonnenblume, so tönte sich der Horizont in allen Schattierungen von glühenden Goldrändern umsäumt, hinter denen breite Lichtstrahlen hervorschossen wie goldige Pfeile. Und all die fast überirdische Pracht spiegelte sich wieder in den leise sich kräuselnden Wellen des Golfs, über den wie flatternde Möven die weißen Segel der Fischerboote hinglitten, während ein dünner Rauchstreifen die Bahn des Dampfers bezeichnete, der von Capri nach Sorrent hinüberfuhr.

„Gibt es etwas schöneres, als dieses Bild, Baronin," wendete sich ein junger eleganter Mann an die einzige Dame der Gesellschaft. „Hatte ich nicht recht, als ich riet Rom so bald als möglich zu verlassen und hierher überzusiedeln, wo Italiens Schönheit sich herrlicher entschleiert, als irgendwo sonst?"

„Gewiß," lächelte die schöne Frau, „gewiß haben Sie recht, Baron, aber wenn es nach Ihnen geht, so reisen wir weiter und immer weiter, bis wir endlich am Fuß des Ätna Halt machen und ganz und gar die Heimkehr vergessen! Aber das eine bleibt wahr, unumstößlich, Sie haben Ihr Amt als Cicerone bis jetzt glänzend verwaltet und immer neue Schönheiten für uns in Bereitschaft!"

„Wie sind Sie mit Ihrer Wohnung zufrieden?" antwortete der junge Mann, „wie gefällt Ihnen Amalfi?"



Abendfrieden. (Siehe Seite 8.)

„Über alle Beschreibung! Namentlich des abends, wenn ich in den alten, ehrwürdigen Hallen spazieren gehe und von den Loggien hinunterblicke aufs Meer, das im Mondschein leuchtet!"

„Es ist ein wunderbarer Einfall gewesen, das alte Kloster zum Hotel umzugestalten," fügte einer der anderen Herren hinzu. „Ich habe nie im Leben einen originelleren und reizvolleren Aufenthalt kennen gelernt und gebe meine Klosterzelle nicht für alle Hotelzimmer Europas hin!"

„Ich kann es mir denken, daß man da das Heimreisen vergißt, wie der junge Maler, der mit mir auf demselben Korridor wohnt," antwortete der Baron. „Ich lernte ihn heute zufällig kennen. Er wohnt bereits seit 3 Monaten in dem kleinen Eckzimmer. Übrigens auch ein Landsmann, ein junger Deutscher."

„Ein Deutscher?!" fragte die Baronin! „Wie interessant! Wissen Sie seinen Namen vielleicht?"

„Er gab mir sogar seine Karte," antwortete der Baron und suchte in der Brusttasche. „Hier sehen Sie selbst! — Richard Helmer!" —

Die Dame erbleichte flüchtig, als sie die Karte nahm und blieb einen Moment still, mit sinnenden Augen das dargereichte Stückchen Papier betrachtend, das ihr entgegengrüßte wie ein liebes Menschengesicht mit treuen, herzigen Augen. „Richard Helmer", wiederholte sie leise und setzte hinzu, als alle Blicke sich fragend auf sie richteten: „Wissen Sie auch, daß das ein ganz eigenartiger Zufall ist, lieber Baron?! Daß Sie mir da einen lieben alten Bekannten zuführen, ohne es zu ahnen, einen prächtigen Menschen, an den ich hundertmal gedacht habe?"

„Wie merkwürdig!" sagte der Baron. „Sie sehen Frau Baronin, Ihr Cicerone kann zaubern und bringt Ihnen tagtäglich neue Ueberraschungen! Wir werden ihn heute abend im Speisesaal sehen, denn ich verabredete mit ihm, ihn mit unserer Gesellschaft bekannt zu machen. Er scheint übrigens trotz seiner Jugend etwas Sonderling zu sein, denn es schien mir, als sei er ein wenig menschenscheu und lebe ganz zurückgezogen in dem romantischen Felsennest auf den weltfernen Klippen da oben."

„Er mag Ursache dazu haben!" antwortete die Baronin. „Ich habe ihn länger als ein Jahr nicht gesehen und seit sechs Monaten nichts mehr von ihm gehört. Er hat unendlich viel Trübes durchgemacht! Aber ich gestehe offen, daß ich mich herzlich freue, gerade ihn wiederzusehen!"

„Vielleicht bestimmt dieser Zufall Sie, gnädigste Frau, doch noch einige Tage zuzulegen und unserer Gesellschaft nicht so bald untreu zu werden, wie Sie beabsichtigen."

„Vielleicht!" antwortete Claudine sinnend.

„Wir werden ja sehen! Er ist ein halber Verwandter von mir, ein eigenartiger Mensch, ein charmanter Gesellschafter und wird Ihnen allen ausnehmend gefallen! Ich habe die feste Ueberzeugung, daß aus ihm einmal etwas ganz Bedeutendes wird! Er ist ein großes Talent!"

Mittlerweile war die kleine Gesellschaft bei ihrem Wagen angekommen, der sie jetzt wieder aufnahm und, am Strande entlang fahrend, sie im schnellen Trabe den Weg nach Almalfi hinunterführte. Während der Fahrt sprach Claudine wenig. Sie lehnte im Fond des Wagens und erklärte ihr Schweigen damit, daß sie zu denen gehöre, die stumm die Schönheiten der Natur genießen, und daß der Eindruck so gewaltiger Bilder ihr ganzes Seelenleben mit schweigendem Bann umfange. Aber ihre Gedanken waren mit anderem beschäftigt, von keinem geahnt, stand das Bild des jungen Malers vor ihr mit den lieben unvergessenen Zügen, seine trübe Geschichte beschäftigte sie lebhafter, als sie zu zeigen gewillt war. Sie dachte zurück an die Zeit, als sie ihn zuletzt gesehen, damals, an jenem regnerischen Herbstmorgen in ihrer Wohnung im Tiergarten, als er bleich und gebrochen vor ihr gesessen hatte und sein zerschlagenes Glück beweinte, als er fortgegangen war mit seinem blutenden Herzen und langen, schmerzlichen Abschied genommen hatte.

Dann hatten sie sich geschrieben, eine wenig erfreuliche Korrespondenz. Er hatte ihr sein qualvolles Leid geklagt in langen verzweifelten Briefen und sie hatte ihn getröstet wie eine Schwester. Sie hatte ihm geschrieben, wie sie fühlte, schlicht, einfach und wahr.

Dann war auf ihren letzten Brief plötzlich keine Antwort mehr gekommen aus Rom, und ein zweiter Brief war nach langen Wochen als unbestellbar zurückgekommen! Und doch war gerade sein letztes Schreiben so inhaltschwer gewesen. Er hatte in Rom auf einer Korsofahrt am Monto Pincio das Weib wiedergesehen, das ihn so namenlos elend gemacht hatte. Nach sechs Monaten der Trauer um den Verlust der Geliebten, war er ihr plötzlich begegnet, mitten im Gewühle des fröhlichen Korsotreibens hatte er sie gesehen in Gesellschaft seines Freundes des Grafen Schomberg, neben dem sie im Wagen gesessen hatte. Wie ein qualvoller Aufschrei seines zu Tode verwundeten Herzens hatte sein ganzer Brief geklungen, und dann war er verstummt — verschollen für sie! Und heute fand sie ihn wieder!

Eine ganze Welt von Gedanken und Gefühlen durchwogte ihre Brust, als sie still in sich zurückgezogen am Strande des ewig lachenden Golfs dahinfuhr mit der einen Gewißheit in der pochenden Brust, daß sie ihn heute noch wiedersah, der unablässig ihre Gedanken beherrscht hatte in all der langen Zeit.

Die Herren plauderten von den gleichgiltigsten Dingen, entwarfen neue Reiseprojekte und besprachen all die tausend Eindrücke der wechselvollen Schönheiten ihrer Reise — aber sie hörte es kaum und, wenn sie zu antworten gezwungen war, so sprach ihr Mund mechanisch irgend etwas, woran ihr Geist nicht dachte. Dem leichten Wagen mit den feurigen Pferden weit voran flog ihr sehnendes Herz hinauf in die stille Klosterzelle von Amalfi, wo sie ihn wußte, der sich monatelang in scheuer Weltabgeschlossenheit verborgen hatte, selbst vor ihr, die so warmen, so aufrichtigen Anteil an seinem Schicksal nahm, an allem was, ihn bewegte.

Im früheren Refektorium des alten Kapuzinerklosters befand sich heute das Speisezimmer und gleich nach ihrer Ankunft hatte sich die kleine Gesellschaft um einen gemütlichen Ecktisch gruppiert. Der feurige Chianti in der langhalsigen Korbflasche stand auf dem sauber gedeckten Tische, die Fenster standen offen, daß man vom dunklen Nachthimmel die Sterne flimmern sah, und aus dem Klostergarten das Schlagen der Nachtigallen hörte.

„Und nun lieber Cicerone", wandte sich die Baronin an den jungen Baron Fehring, „ist es an Ihnen, mir und unserem kleinem Kreise meinen alten Bekannten zuzuführen, den jungen Maler, dessen Karte Sie mir unten am Posilipo zeigten.

„Avanti, avanti! Wir wollen mit ihm anstoßen auf das fröhliche Wiederbegegnen unter Amalfis Oliven, fern von der kalten nordischen Heimat."

Der Baron ging und die Baronin zählte die Minuten bis zu seiner Wiederkehr mit klopfendem Herzen, ohne daß einer der andern ahnte, was hinter dieser ruhigen Stirne vorging. Während sie mit völlig unbewegter Stimme mit dem älteren Herrn plauderte, wühlte ein Sturm von Empfindungen ihr ganzes innerstes Wesen rebellisch empor; während sie mit gleichgiltig konventionellem Lächeln den Kristallkelch mit dem purpurnen Wein an die Lippen führte, hingen ihre Augen wie gebannt an der Tür, durch die er erscheinen mußte!

Und wirklich — er kam. An des Barons Seite schritt er über die Schwelle.

Ihre Augen trafen sich für einen Moment, in den Wangen beider stieg es empor, das helle Mogenrot der Freude, und als die Baronin sich erhob und ihm die Hand entgegenstreckte, flog er förmlich auf sie zu, sah sie an mit feuchten, strahlenden Augen und preßte seine heißen Lippen in langem Kusse auf ihre leise zitternde Rechte!

„Gestatten Sie meine Herren, Ihnen Herrn Helmer vorzustellen, einen entfernten Cousin von mir, aber einen um so näher stehenden Freund! Herr Baron von Ahrau, Graf Drachenau und Herr Professor Rosener."

„Wie freue ich mich, gnädigste Baronin," sagte Richard und seine hochglühenden Wangen bestätigten seine Worte zur Evidenz, „daß der Zufall uns hier gerade zusammenführt. „Sie sehen mich vorwurfsvoll an, aber gestatten Sie mir, Ihrem berechtigten Groll gleich von Anbeginn jede Spitze zu nehmen. Ich war drei Monate krank, schwer krank, so daß ich jede Korrespondenz zu unterbrechen gezwungen war. Ich lag fern von allen Beziehungen zur Heimat in Rom im Krankenhause. Das mag meine Entschuldigung sein!"

„Armer Freund!" sagte Claudine, indem sie ihm noch einmal die Hand hinreichte. „Sie mögen viel erlitten haben, seit ich nichts von Ihnen gehört, und deshalb sei Ihnen volle Absolution erteilt hier vor sämtlichen Zeugen dieses feierlichen Moments." Und dabei hob sie das Glas mit übermütig lachenden Lippen; nur in ihren Augen las Richard in einem einzigen kurzen Blicke, daß sie ihn verstand und daß unter den oberflächlichen Scherzworten ihr tiefstes Herz zu ihm sprach in alter volltöniger Harmonie.

Und nun entwickelte sich eines jener lebhaften Gespräche beim perlenden Wein, die sich um alle nur möglichen gleichgiltigen Dinge zu drehen scheinen, während dazwischen zahllose kleine, von all den anderen nicht bemerkte, leicht hingeworfene Einzelheiten eine Brücke bauen zwischen zweien, die sich mitten unter den anderen völlig isoliert miteinander nur unterhalten und beschäftigen. Eine ganze Gesellschaft beteiligt sich unwissend an dem Gespräch zweier Personen, ohne auch nur zu ahnen, daß diese beiden sich vor ihnen Dinge sagen, die sie gar nicht berühren, die nur lediglich die beiden interessieren. Es ist ein Hinüber- und Herüberblitzen geheimnisvoller Beziehungen, ein ungeahntes Sichverstehen und Ineinanderaufgehen, während sie doch völlig am Gespräche der anderen beteiligt erscheinen. Mit leuchtenden Augen erzählte Richard von seinem Bilde, das er hier vor wenigen Tagen vollendet habe und das er als Ausbeute einer langen Reise mitzubringen denke in seine Heimat. Es ist — glaube ich — mein erstes gelungenes Bild", sagte er, „wenigstens habe ichs mit meinem ganzen Empfinden gemalt und glaube wohl, daß es selbst vor strengen Richtern sich zeigen darf."

„Und was stellt es dar, wenn man fragen darf?" wandte sich der Professor an Richard.

„Ein Irrlicht in menschlicher Gestalt," lautete die Antwort, „ein Etwas, für das ich selber noch keinen Namen habe, Ich denke es erst zu taufen, wenn ich es in die Welt hinausschicke. Es ist im Grunde genommen nichts weiter als ein Fiebergebilde aus langer, kranker Zeit, das ich mit dem Pinsel auf die Leinwand gebannt habe, die Illustration zu einer ungeschriebenen Geschichte!"

„Und darf man den Vorzug erbitten, dieses seltsame Bild sehen und bewundern zu dürfen, bevor es hinausgeht in die Welt?" fragte der Baron. „Halten Sie mich nicht für zudringlich und unbescheiden, aber ich glaube, daß es für lange Jahre uns allen eine wertvolle Erinnerung bleiben würde, gerade hier in dieser poetischen Weltabgeschiedenheit ein Werk zuerst gesehen zu haben in einer Stimmung, wie sie all den späteren Bewunderern nicht wieder zuteil werden dürfte!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Schützenfest.

Von Hans Müller-Schlösser.

Das war eine Aufregung heute morgen beim Bauer Christian. Gestern abend schon hatte es angefangen, als seine Frau die weiße Hose bügeln sollte. Die hing aber noch naß draußen auf der Leine. Und am schwarzen Gehrocke fehlte der oberste Knopf. Wie sollte da Christian pünktlich um 12 Uhr zur Parade kommen.

„Jank on hol' de wiße Box," sagte er jetzt zu seiner Frau, die eben den kleinen Christian den Borstenkopf mit schwarzer Schmierseife bearbeitete. Das war sehr gut für das Ungeziefer, besonders jetzt im Hochsommer.

„Die Box es äwer noch klätschenaß," versetzte die Frau und ihre Stimme zitterte dabei, weil sie so heftig auf Christians Borstenkopf rieb, daß die Schaumflocken herumflogen.

„Ich han keen Ziet mieh, Lipp! Die Box wöd schon vom Büjele drüch. Du kanns jo e heeß Iser nähme."

Lipp schnitt ein Gesicht und seufzte, warf dem kleinen Christian das rotgesäumte Handtuch zu und ging hinaus in den Garten. Der kleine Christian konnte das Tuch, das ihm auf den Rücken gefallen war, nicht finden, er stand da mit gespreizten Fingern und fing an zu heulen, weil ihm die beißende Seife in die Augen lief.

Der große Christian, sein Vater, setzte sich mit dem Gehrocke ans Fenster, um sich den Knopf selbst anzunähen. Aber die heiße Vormittagssonne fiel gerade durch das Fenster. Manchmal wurde ihr Strahl abgeschnitten von der bunten Fahne, die draußen im Winde hin und herflatterte.

Der schnelle Wechsel von Licht und Schatten machte, daß Christian den Faden nicht durch das Nadelöhr stecken konnte. Er stand vom Fenster auf und setzte sich an den Ofen, wo die althergebrachte, abgeschäumte Rindfleischsuppe und das Apfelmus brodelten. Da war es aber sehr heiß.

Der dritte Christian — beim Bauer Christian hieß jedermann Christian, Lipp, die Frau, ausgenommen — der dritte Christian also, der Großvater, der an dem anderen Fenster saß, wo Schatten war, und sein Morgenpfeifchen schmauchte, sah sich eine Zeitlang die vergeblichen Einfädelversuche an, dann sagte er:

„Komm, Chrestian, setz' Dich he an dat Fenster. Reck' (reiche) dem Jong äwer zeescht dat Handook, dat hä ophöt met dem bläre (heulen)."

Als der kleine Christian die Seife aus den Augen und der große Christian den Faden in der Nadel hatte, kam Lipp mit der nassen, weißen Hose und fing an, sie zu bügeln, daß sie, die Hose, dampfte.

„Eja," fing der Alte nach einiger Zeit an und lächelte dabei, „eja, Kenger, akkarat eson Opräjung es och bei ons jewäse, wie ich noch met nom Vojel jeschosse han. Do bes Du, Chrestian, noch eso jewäse wie jetz Dine Jong. Ich ben ene jode Vogelschötz jewäse. Du weeß et doch noch, nit? Et sind jetz föuf — enä, sechs Johr her, seit dat ich dervon af ben. Fönfonzwanzig Johr wor ich bei de Schötze, on Du mäcks dies Johr d'r eeschde Schötzezog met, Jong! Och Jott! Kannste och scheeße?"

Christian nickte und bemühte sich, den Knoten aus dem Faden zu machen, der, ohne daß er wußte wie, hineingekommen war.

„Ich wor ene jode Schötz, Jong," fuhr der Alte fort, „dat jing bloß: Räng — d'r Stäz af! — Räng — d'r Kopp af! — Räng — d'r Romp kapott! Eja, do kannste mar d'r Pillmeiersch Neeres froge. Dä weeß et noch."

Mittagsruhe. Nach dem Gemälde von Ernst Henseler-Berlin. (Siehe Seite 8.)

Christian hob den Kopf von seiner mühsamen Arbeit.

„D'r Pillmeiersch Neeres, Vatter? Dä wöd immer jeftig, wenn ich aanfang, von Ohr Schötzejohre ze spreche. Hä säht, Du wörs schold, dat hä nit Schötzekönig es jewode dozemol."

Der Alte nahm die Pfeife aus dem Munde und lachte, daß ihm das Samtkäppchen auf die Seite rutschte.

„Ich wör schold dodran, hät hä gesaat? Wie dat dann?"

„Dat wollt hä mich nit sage, Vatter," erwiderte Christian und drehte den Faden ein paarmal um den Knopf, der hin und her wackelte.

„Komm, Chrestian," sagte Lipp, „jev mich mar dä Rock, ich kann die verfuischde Nieherei nit mieh met aansenn. He häste Din Box, se es noch e beßke föcht, äwer se wöd Dich schon an de Been drüje."

Damit nahm sie Christian den Gehrock aus den Händen und breitete ihm die weiße Hose über das Knie.

„Dä Pillmeiersch Neeres, dä hattköppije Doll!" fing der Alte wieder an und stopfte sich die Pfeife. „Hä hät et also noch nit verjesse!"

„Wie wor dat dann, Vatter?" sagte Christian und ging in die Schlafkammer, um sich die weiße Hose anzuziehen. Die Kammertüre

ließ er halb offen stehen und steckte den Kopf in die Küche hinein, damit er alles genau hören konnte.

Der Alte setzte einen Fidibus am Ofen in Brand und zündete sich die Pfeife an.

„Dat es also eso jekoome: Ich ben emol beinöh Schötzekönig jewode, Kenger, eja! D'r Schmettmanns Köbes wor vör mech am scheeße. Hä hatt de Plaat jetroffe, äwer se wor nit von de Stang jefalle, se wor bowe hänge jebleewe. No brucht mer mar bloß an die Stang ze tippe, do feel die Plaat eraff. No kammer sich denke, wat dat e Jedöns wor, wie et heesch, d'r Chrestian hät d'r nächste Schoß! Denn ich wor ene jode Schötz, wie jesaat, on dat ich die Plaat eraffhole moßt, do woren se sich allemole dröwer em klore. Anstatt dat se mich no nett hösch (leise) scheeße leeße, wat dehden se? Se hant Radau jemaat, hant mich als zukönftije Schötzekönig hochläwe loße, hant mich op de Scholdere jeböhrt on öwer d'r janze Schötzeplatz jedrage, als of ich schon König wör. Awer Flötekeeß! Süch, no wor ich dorch dat Jedöns, dorch die Fisematentches all opjerägt, ich wooßt nit mieh, wo mich d'r Kopp stung. De Häng wore mich am zeddere als wie em Feeber. Ich nohm de Büchs', dröck los on — scheeß bloß zwei Foß draan verbei! Dä. Dat kütt dervon, wemmer sich bei en jroße Sach vörher oprägt! Dat döcht (taugt) nix! Immer ruhig on d'r Kopp zesamme jehalde, Chrestian, merk Dich dat! Henger mich wor der Pillmeiersch Neeres am Schoß. Dä wor no och en en Alteration wie noch nie, on wie ich an de Plaat verbeischoß, do wod hä eso opjerägt, weil hä jetz dacht, janz bestemmt König ze wäde, on futsch — och verbei. Süch. Hä säht no, ich wör schold, dat hä verbeijeschosse hät. Ich hän öm met opjerägt jemaat, dä Doll! Dat hä sich blau on schwazz jeärjet hät, kammer sich denke. Se hant dm noch usjelacht bowedrenn.

Es klopfte.

„Jode Morje!" rief der Eintretende. Er war in vollem Schützenornat. Um den hohen Zylinder wand sich ein grünes Papierkränzchen. Im Gewehrlauf steckten einige Kornblumen. „Jode Morje zesamme! No, Chrestian, beste noch nit fädig? Et jeht op zwölf Uhr aan. Mer mösse aanträde!"

Christian zog sich den Gehrock an, während Lipp den haarigen Zylinder über den Suppendampf hielt und darauf mit dem Arme drüber strich, um ihn glatt zu machen.

Der kleine Christian schleppte das große Gewehr aus der Kammer herbei.

„No Vatter," wandte sich der Angekommene an den Alten, „wollt Ehr nit mieh met nom Vogel scheeße?"

„Enä, Jong," versetzte der Alte und schüttelte den grauen Kopf, „enä, min Ziede sind verbei."

„Oh, ich jlöv, dat Ehr ons noch manche Flöjel oder Stäz eraffscheeße deht. Ehr wort doch ene jode Schötz, han ich jehöt. Hat Ehr denn schlechte Oge jekritt?"

„Eja, se sind nit mieh eso jot wie dozemol, dat deht d'r alde Dag; äwer ich jlöv, dat ich doch noch op hundert Foß ene Stern treff."

„Eja, Vatter," fiel Christian ein, während er sich den Zylinder aufsetzte, „dat wör noch eso jet, wenn Ehr noch emol d'r Schötzezog metmaake deht."

„Beste doll, Jong? Dat es nix för alde Lött!"

„Saht dat nit, Vatter," versetzte der Schützenbruder, „d'r alde Halbach mäckt noch emol met on der Schmettmanns Köbes on der Pillmeiersch Neeres."

Der Alte nahm die Pfeife aus dem Munde und stand auf.

„D'r Pillmeiersch Neeres mäckt och noch emol met?"

„Eja, secher!"

„Es dat janz bestemmt, Jong?"

„Janz bestemmt!"

„Dich hölt d'r Deuwel, wenn de—"

„Enä, enä, et es wohr, wahrhaftig als Jott!"

Der Alte nickt, legte die Pfeife auf die Schrankleiste und rief:

„Lipp, Lipp, min wiße Box, mi schwazz Laake on mine Zylinder!"

„Vatter, es et wohr? Du wells —?"

„Ich scheeß nom Vogel, so wahr als ich Di Vatter ben!"

Damit trippelte er in die Kammer und kam nach kurzer Zeit, sich die weiße Hose zuknöpfend, wieder heraus.

Draußen auf der Straße erhob sich ein Geschrei. Die Flötenmänner und Trommler zogen vorbei.

Der Alte war wie behext. Während die andern ihm den Gehrock anzogen und abbürsteten, strich er sich selbst den Zylinder glatt und nestelte an dem Silberkränzchen herum. Er war ja fünfundzwanzig Jahr lang Schütze gewesen.

Christian und der andere faßten den Alten unter den Arm und gingen auf die Straße. Da kam Pillmeier auch im Schützenanzug.

„Pillmeiersch Neeres!" rief der Alte, „wat sähste no? Ich maak noch emol met! Eja! Ich scheeß met nom Königsvogel! Du och? Stell Dich op de hengerschde Been. Eene von ons zwei moß Schötzekönig wäde!"

* * *

Hatte man denn schon so etwas gesehen? Der alte Christian machte noch einmal mit. Das war bald im ganzen Dorfe bekannt. Die meisten meinten, man wollte ihnen einen Bären aufbinden, und sie liefen deshalb alle zum Kirchplatze, wo der Appell abgehalten wurde. Ja, da stand der alte Christian in seiner alten Kompagnie. Er stand zwar nicht so stramm wie die anderen, aber rechtsum und linksum machte er so schneidig, daß seine Schützenbrüder stolz auf ihn waren und mehr auf ihn als auf ihren Oberst sahen, der gerade im Schweiße seines Angesichts die übliche Rede hielt und dabei so laut schrie, daß kein Mensch etwas verstehen konnte.

Christian nickte vergnügt den Zuschauern zu, der alte Zylinderhut wackelte auf seinem grauen Kopfe und das Silberkränzchen glänzte in der Mittagssonne. Christian nickte auch dem Pillmeiersch Neeres zu, aber der schlenkerte mit den weißen Baumwollhandschuhen und gab in seinem Ärger nicht darauf acht, was der Oberst kommandierte. Deshalb machte er alle Wendungen verkehrt, und die Zuschauer lachten ihn aus. Er bekam einen roten Kopf und er blickte sich wütend nach den Lachern um. Er hatte eigentlich schon gar keine Lust mehr, das Schützenfest mitzumachen. Bis jetzt war ihm alles schief gegangen. Kein Wunder, denn heute morgen war ihm eine Katze über den Weg gelaufen, und das war eine Vorbedeutung für viel Unangenehmes. Zuerst der Zank mit seiner Frau, die ihn einen Narren schalt, daß er auf seine alten Tage noch den Schützenkram mitmachte. Sie war immer dagegen gewesen, weil es Geld kostete und nichts als Ärger einbrachte. Nun mußte ihm obendrein noch der alte Christian in die Quere kommen, den er so wie so nicht leiden konnte. Der machte das Schützenfest doch bloß mit, um ihn zu foppen. Der alte Schikanöres! Man hatte es ihm natürlich erzählt. Aber Geduld! Dem wollte er das Schützenfest schon gehörig versalzen, oder er wollte nicht Pillmeiersch Neeres heißen!

* * *

Es war Montag nachmittag geworden, und die Schützen wurden immer unruhiger und aufgeregter, denn nur noch kurze Zeit und der Königsschuß mußte fallen. Am aufgeregtesten war Pillmeiersch Neeres, aber nicht etwa wegen des nahen Königsschusses, sondern weil er bisher keine Gelegenheit gefunden hatte, dem alten Christian etwas in den Weg zu legen. Der war seelenvergnügt und schmunzelte.

„Wie et doch manchmal eso kömmt," sagte er zu den anderen, die bei ihm auf der Wiese standen, „wenn nit jetz bald eene de Plaat eraffschüßt, dann koom ich wahrhaftig als Jott noch am Königsschoß!"

Die anderen nickten und starrten in Spannung nach dem, der gerade nach der Platte zielte.

Und richtig, wär hätte daran gedacht, die Nummer 137 wurde gerufen!

Pillmeiersch Neeres zuckte zusammen, dem alten Christian aber fing das Herz an zu klopfen, denn die Nummer hatte er ja. Er machte ein paarmal vor Aufregung „he he" und trippelte nach dem Schießstandel

Es war aber mittlerweile dämmerig geworden, deshalb befahl der Oberst:

„Die Stang eraff on d'r Spleßnagel erus, on angersch simmer noch morje fröh ohne König."

Der Splißnagel nämlich, muß man wissen, wird, wenn es dunkel wird, herausgezogen, damit die Platte von der Stange fortfliegen kann, ohne zerschossen zu werden.

Wie Pillmeiersch Neeres hörte „Stang eraff", hatte er plötzlich ein Gesicht gemacht wie Mephistopheles und war, ohne daß weiter jemand bei der allgemeinen Aufregung auf ihn achtete, rasch von der Schützenwiese fortgegangen. Als er nach kurzer Zeit wiederkam, trug er etwas in der Hand, das so dick wie eine Faust war. Man konnte aber nicht erkennen, was es war, teils wegen der Dämmerung, teils, weil Pillmeiersch Neeres zu schnell ging. Er schlich sich hinter den Schießstand zu den Leuten, die die Vogelstange gerade herunterließen.

„Wollt Ehr ene Dahler verdeene?" fragte er sie.

„Waröm denn nit?"

„He hat Ehr öm. — On no jevt acht, wat Ehr doför donn mößt."

Und dann sprach er leise mit ihnen weiter. Daß die Sache wichtig war, sah man an seinen hochgezogenen Augenbrauen. Die Leute machten erst bedenkliche Gesichter, schließlich aber, als er ihnen noch ein Zehngroschenstück in die Hand drückte, nickten sie und nahmen den faustdicken Gegenstand grinsend an.

Während sie den Splißnagel und die Platte von der Stange nahmen, schlüpfte Pillmeiersch Neeres wieder zum Schießstande, wo der alte Christian schon den Finger am Hahn hatte. Ehe er aber losdrückte, drehte er sich noch einmal zu den anderen um und sagte:

„Dat well ich öch sage: Maat jetz kee onödig Jedöns, domet dat ich nit opjerägt wäd wie dozemol."

Dann fing er an zu zielen.

„Wie süht denn die Plaat us?" fragte er und schüttelte den Kopf, „die hät jo en janz angere Form!"

Dem Pillmeiersch Neeres fing das Herz an zu klopfen, die anderen aber riefen ungeduldig:

„Scheeß, Chrestian, scheeß!"

Ein kurzes Zielen noch und — bums! Zu zwei Teilen zerschossen, flog die Platte herunter.

Das Volk lärmte und schrie: „D'r alde Chrestian es König!"

In dem allgemeinen Radau drehte sich der alde Christian zu Pillmeiersch Neeres herum und blickte ihn triumphierend an:

„Sühste, han ich et nit jesaat: Eene von ons moß König wäde."

Einige hoben ihn darauf auf die Schultern, um ihn über den Platz zu tragen. Sie warteten nur noch darauf, daß die mit Blumen und Blättern geschmückte Platte gebracht wurde, die vor dem neuen König hergetragen werden mußte.

Man wurde schon ungeduldig, da kamen zwei junge Schützen gelaufen. Von weitem schon schwenkten sie etwas in der Luft und lachten und konnten vor Lachen kaum noch atmen.

„Chrestian", rief der erste, „Chrestian, Du bes Adäppelskönig jewode!"

Dabei zeigten sie lachend eine zerschossene Kartoffel.

„Op der Stang soß nit de Plaat, do soß dä Adappel!"

Da ging der Lärm von neuem los, aber stärker als eben.

Einige fluchten und schimpften, andere lachten und riefen laut: „Adäppelskönig."

Da kam der Oberst, ganz rot im Gesicht vor Aufregung und Zorn, und mit ihm die Vorstandsmitglieder.

Bald war das schönste Wortgefecht im Gange.

Die einen sagten, daß Christian mit Fug und Recht König wäre, weil er das Ziel getroffen hätte.

Die anderen schrien dagegen, zu diesen gehörte auch Pillmeiersch Neeres. Er rief:

„D'r Chrestian es nit König! Hä hät nit de Plaat getroffe on en ons Statute, do steht drenn, dat dä König es, dä de Plaat erafschüßt on nit ene Adappel!"

Christian war während der ganzen Wortfechterei still geblieben, jetzt nahm er die zerschossene Kartoffel in die Hand, besah sie lange von allen Seiten, dann lächelte er verschmitzt und sagte:

„Pillmeiersch Neeres, hör', wat ich Dich sag: Meenste, ich wüßt nit, von wem de dicke Adappel wör?"

Pillmeiersch Neeres wurde blaß und rot. Christian aber fuhr fort: „Dä Adappel es von Dich, Neeres, denn d'r dömmste Bur hät de dickste Adäppel."

Pillmeiersch Neeres wollte wütend etwas dagegen sagen, aber er wurde von dem Gelächter übertönt.

Wie er sich auch dagegen wehrte, er mußte schließlich, als man die Leute von der Vogelstange befragt hatte, zugegeben, daß die Kartoffel von ihm wäre.

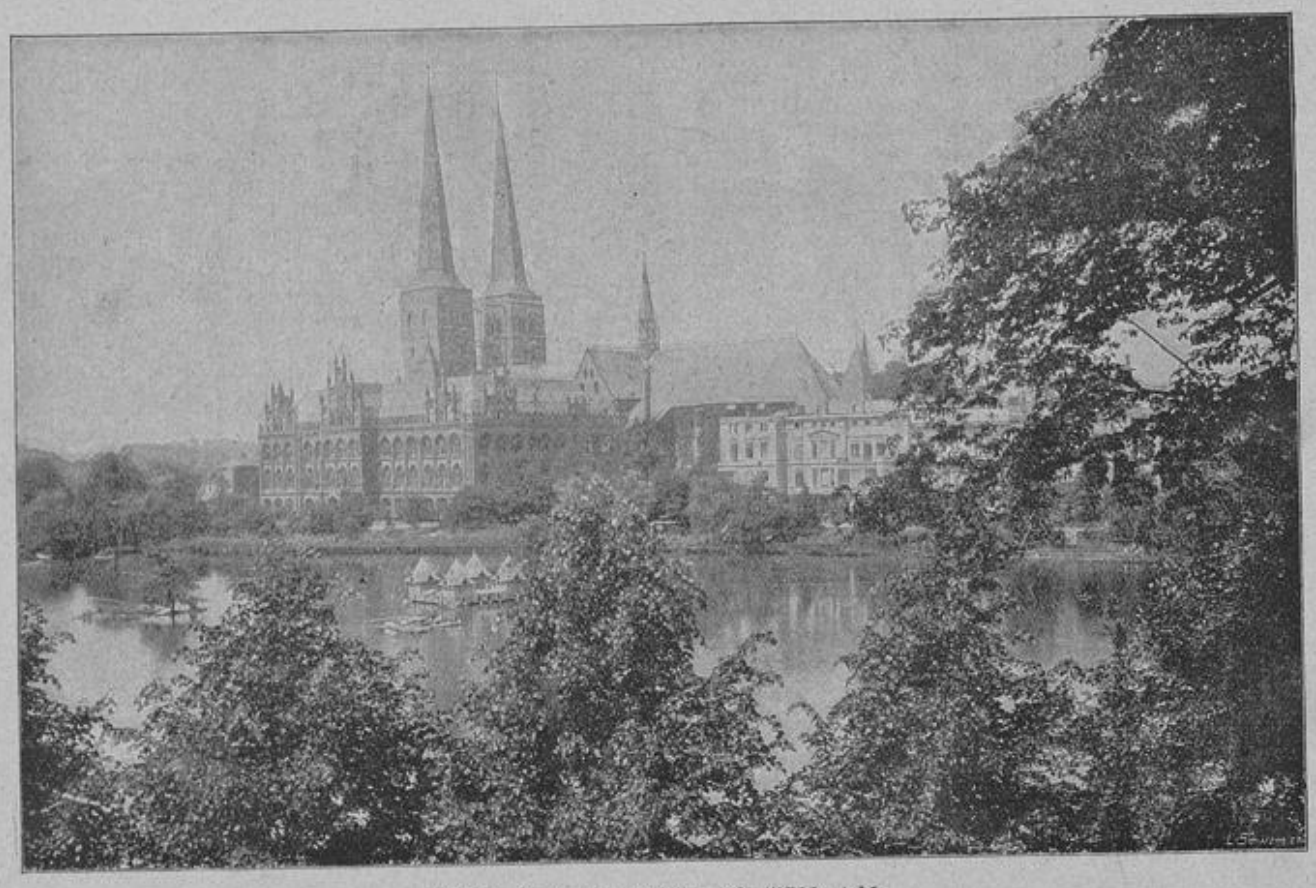
Dem Christian aber hängte man darauf die silberne Kette um den Hals und trug ihn im Triumph über den Platz, denn man hatte sich schließlich geeinigt.

Pillmeiersch Neeres aber lief wutschnaubend nach Hause, warf den Zylinder und das Gewehr in die Ecke und legte sich ins Bett.

Lübeck.

Lübeck, die alte von Wasser und Buchenwäldern umrahmte Travestadt, die Stadt der hochragenden Türme, ist ein herrliches Baudenkmal des deutschen Bürgertums aus der Zeit seines Glanzes. Seine alten Straßen haben bis heute im Gesamteindruck das Bild bewahrt, wie es uns aus den überlieferten Städtebildern des 16. Jahrhunderts entgegentritt. Still und freundlich legt Lübeck vor unseren Blicken — es scheint zu träumen von seinem Ruhm und von seiner einstigen Größe. Doch sowie wir eine der Hauptstraße betreten, dann werden wir gewahr, daß es vollkommen den Ansprüchen der Neuzeit gewachsen ist; der Fremde wird sich bald des Eindruckes nicht entschlagen können, daß im Bilde des alten ein neues Lübeck entstanden ist, und wie sehr seine regsame Bevölkerung ein Gefühl des Strebens neuer Größe beseelt.

Die Stadt Lübeck wurde im Jahre 1143 von Graf Adolf II. von Holstein gegründet und bald an Heinrich den Löwen abgetreten. Es währte meist nicht lange, dann kam über den Mächtigen, der sich gerade in dem Besitze Lübecks befand, ein noch Mächtigerer. Das 13. Jahrhundert war für die fernere Gestaltung Lübecks von Bedeutung; es brachte 1226 die Urkunde Friedrich II., in der das Privileg Barbarossas von 1188, die Stadt für alle Zeiten zu einer freien Reichsstadt zu erheben, erneuert wurde. Lübecks Macht und Ansehen stiegen jedoch am höchsten durch jenes größte politische Gebilde, das dem deutschen Bürgertum je gelungen ist, die Hanse, deren Angelegenheiten Lübeck seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts leitete. Manches gäbe es noch zu berichten von Lübecks ruhmreicher Vergangenheit, doch lassen wir lieber die lebendigen Zeugen aus jener Zeit, die wir in den viel bewunderten Denkmälern der Travestadt vor Augen haben, zu uns reden.



Lübeck. Dom und Museum mit Mühlenteich.

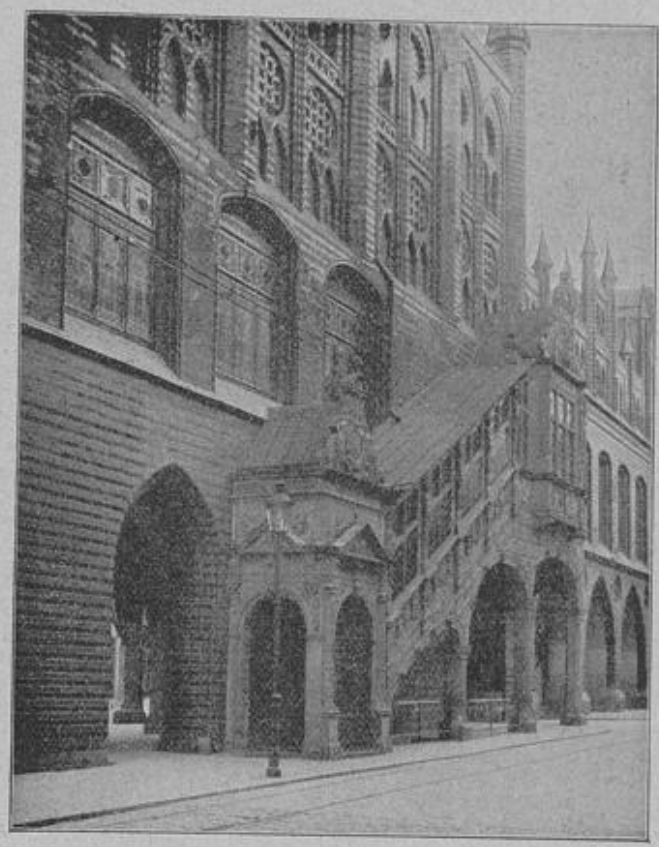
Den Markt begrenzen, neben dem in gotischem Stil erbauten Postgebäude, das Rathaus und im Hintergrunde die Stadtkirche St. Marien. Auf starken Pfeilern der offenen Halle, die freien Durchblick und Verkehr nach der Breitenstraße gestattet, ruht der sogenannte lange Gang des Rathauses Sein Anblick ist einzig unter den Städtebildern Deutschlands. Gewaltig wirkt die im gotischen Stil ausgeführte Rathausfassade mit ihren kolossalen runden Windlöchern, ihren mit Türmen verzierten Mauern und der darüber sich erhebenden Marienkirche. Noch mächtiger wirkt der Anblick des Rathausbaues von der Breitenstraße aus, wo sich die schöne, 1594 angelegte Renaissance-Treppe befindet. Durchwandert man die Breitenstraße, so gelangt man zu dem Hause der Kaufmannschaft, dem der reiche Spanienfahrer und Ratsherr Johannes Fredenhagen seinen ganzen Nachlaß an kostbarem Schnitzwerk vermacht hat. In diesem Hause hat die Handelskammer ihren Sitz, deren sehenswerter Sitzungssaal das Prunkgemach ist, welches wir unseren Lesern im Bilde vorführen.

Wenden wir uns zum Schlusse zu dem einstigen Fürstbischofssitz, dem alten 1173 erbauten Dom, einer Gründung Heinrichs des Löwen, des Schutzherrn Lübecks. Bei dem großen Brande im Jahre 1251 litt auch diese älteste der lübeckischen Kirchen. Sie wurde darauf bedeutend

vergrößert, und zu ihren älteren romanischen Teilen, die unter Heinrich dem Löwen gebaut sind, kamen die neuen in der eben aufs reichste erblühten Gotik hinzu. Spätere Zeiten haben zur Ausschmückung des Domes viel beigetragen. Die Blüte der Kunst und die Liebe zu ihr waren reiche Quellen der Bildung Lübecks im 15. und 16. Jahrhundert und aus ihnen flossen auch dem Dome reiche Gaben zu.

Unterhalb der auf alten Festungsmauern erbauten Navigationsschule liegt das sogenannte Kaisertor. Dieses Tor, an das sich zu beiden Seiten unterirdische Gänge und gefängnisartige Gelasse anschließen, war Jahrhunderte lang durch Anschüttung des Walles vergraben, bis es vor etwa vier Jahren wieder freigelegt wurde. Durchschreitet man das Tor, so haben wir auf der einen Seite den Mühlenteich vor uns mit dem Blick auf das Museum und den dahinter liegenden Dom.

Mit großer Befriedigung dürfen die Lübecker auf die letzten Jahrzehnte zurückblicken. Sie dürfen sich eingestehen, daß der alte hansische Wagemut, der durch manche schwere Zeit verloren zu gehen drohte, ihnen lebendig geblieben ist, daß die neue Blüte, zu der die Stadt sich aufgeschwungen hat, ohne die mit Energie durchgeführte Anspannung aller Kräfte undenkbar gewesen wäre.



Lübeck. Renaissance-Treppe am Rathaus.

Ein salomonisches Urteil.

Burleske von Karl Ettlinger.

Der Referendar Fritz Piper steckte seinen Kopf zum Fenster hinaus:

„Zum Donnerwetter, wer schellt denn da des Nachts um halber Zwei? Nicht 'mal in einem Nest wie Erlenbach kann der Mensch friedlich schnarchen! — Ach so, Sie sind's Herr Bürgermeister! Augenblick!"

Fünf Minuten später stand Piper neben dem Allgewaltigen von Erlenbach auf der Straße.

„Na, wohin? Ratskeller? Oder Großwirt?"

„Keins von beiden! Auf die Festwiese!" sprach der Bürgermeister dumpf.

„Ausgerechnet um halb zwei Uhr nachts?"

„Die Pflicht ruft! Verzeihen Sie, daß ich Sie weckte! Aber ich weiß mir nicht mehr zu helfen! Meine Macht ist zu Ende. Und da hab' ich mir gedacht, vielleicht wird der Piper mit dem Kerl fertig, der hat ja so 'ne Gewitterschnauze!"

„Danke! — Wollen Sie mir jetzt vielleicht in einigermaßen erträglichem Deutsch auseinandersetzen, was eigentlich los ist?"

„Ach, ist das eine Geschichte!! — Also: Sie wissen doch, daß wir da draußen eine Aschanti-Bande auf dem Festplatz haben!"

„Weiß ich! Diese schwarzen Stänker bilden ja die Hauptanziehungskraft! Uebrigens 'n paar nette Weibchen drunter."

„Weibchen!" stöhnte der Bürgermeister. „Das ist ja das Unglück! Da hat so ein schwarzes Vieh den Häuptling bei seiner Lieblingsfrau erwischt und ihm eine Backpfeife verabreicht. Und jetzt behauptet dieser erbärmliche Schornsteinfegerhäuptling, nach afrikanischem Recht müßte der Majestätsbeleidiger für die Backpfeife sofort geköpft werden! . . . . Ich kann doch keinen Aschanti köpfen lassen! Und für Vernunftgründe ist dieser schwarze Schinderhannes absolut unzugänglich! Herr Piper, ich beschwöre Sie: helfen Sie mir! Die Geschichte kann mich mein Amt kosten! Sie haben doch jus studiert!"

Piper schwieg eine Weile nachdenklich. Dann fragte er: „Warum sperren Sie denn den Kerl nicht ein?"

„Ich kann nicht! Meine Muskeln sind zu schwach! Das sind mindestens dreißig Aschantis gegen mich einen! Der Gendarm ist mal wieder stockbesoffen — Piper, verlassen Sie mich nicht! Ich lade Sie auch Sonntag zum Essen ein!"

Schweigend schritten die beiden nebeneinander her und waren bald auf der Festwiese angelangt. Friedlich schien der Mond vom Himmel auf das schlummernde Riesenweib, den Skelettmenschen, die größte Seeschlange der Welt, die Kuh mit den drei Köpfen und sechzehn Beinen hernieder, sogar die Beobachtungswache beim Hungerkünstler war eingeschlafen — nur im Aschantilager war noch Leben. Dort stand der Häuptling Salomon Isaak im Kreise seiner Untertanen. Rechts neben ihm ein langer Bengel mit einem alten Kavalleristensäbel — der Scharfrichter — während sich auf dem Boden ein heulender Neger, der Delinquent, herumwälzte.

Salomon Isaak grinste den Referendar bei seiner Ankunft kameradschaftlich an.

„Hau ab Kopf Schwein!" sagte er. „Muß sich ab Hals sich!"

„Muß sich garnix ab Hals sich!" schnauzte ihn der Referendar an. „Schwarzes Stinktier! Wir befinden uns augenblicklich in Europa! Da wird sich nix ge-hals-ab-sicht!"

Aber so schnell wird auch ein preußischer Referendar mit einem afrikanischen Despoten nicht fertig.

„Europa schnuppe Salomon Isaak!" beharrte die Aschantimajestät. „Mich Afrika bist! Mich Schwein geseigt an Ohr — Kopf ab!"

Bei diesen Worten erhob die gesamte Aschanti-Bande ein ohrenbetäubendes Geheul, das nicht einmal ein Richard Strauß hätte in Notenschrift festhalten können.

„Hier nix Afrika bist!" schrie der Referendar, als der Gesang der Neger verstummt war. „Hier gilt deutsches Recht, verstanden? Und wenn Du den Kerl da anrührst, dann wird Dich selber ab Hals Dich!

Vieh, krummbeiniges!"

Das letzte hatte Salomon Isaak augenscheinlich nicht recht verstanden. Er starrte den Referendarius eine Weile blödsinnig an, grinste, und wiederholte mit königlicher Seelenruhe: „Kopf ab!"

Der Bügermeister rang verzweifelt die Hände: „Ich wußte es ja! Auch Sie werden mit dem schwarzen Dromedar nicht fertig!"

Der Referendar machte einen letzten Versuch.

Lübeck. Sitzungssaal der Handelskammer im Hause der Kaufmannschaft.

„Wenn Salomon Isaak haut Hals ab," sagte er, „Hals von Salomon Isaak auch gehaut wird ab!"

Aber diese Drohung schien dem schwarzen Häuptling durchaus nicht zu imponieren. Er grinste und wiederholte:

„Kopf ab!"

Es entstand eine Verlegenheitspause. Nebenan in der Menagerie gähnte ein Löwe, streckte die Glieder, legte sich nieder, schlug mit dem Schweif einen furchtbaren Reif und schlief weiter.

„Nix Hals ab sich!" donnerte der Referendar.

„Ja Hals ab sich!" grinste Salomon Isaak.

„Und ich sage Dir, Du Rhinozeros, nix Hals ab!"

„Ja Hals ab sich!" . . . . . .

Dem schwarzen Ungeheuer schien dieses Zankduett noch einen Heidenspaß zu machen. Piper stöhnte. — Da war Hopfen und Malz verloren. Wie sollte man diesem Kerl klar machen, daß in Deutschland auf eine Ohrfeige noch nicht die Todesstrafe steht? . . . . . .

Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

„Auf Ihre Kosten!" flüsterte er dem Bürgermeister zu. „Ich kaufe ihm den Delinquenten ab, aber Sie müssen's blechen!"

„Soviel Sie wollen!" frohlockte der Erlenbacher „Rechtskundige", dem einige Steingruben vom Herzen fielen. „Bieten Sie nicht zu wenig! Fangen Sie mit hundert Mark an!"

„Sie haben wohl 'n Pips?" gab Piper zurück, und zu Salomon Isaak gewendet, fuhr er fort: „Höre, Du Spottgeburt von Dreck und Feuer: ich werde Dir den Kerl da abkaufen!"

Bei dem Wort „abkaufen" verwandelte sich plötzlich Salomon Isaaks Hochmut in die kriechendste Unterwürfigkeit.

„Sehr gutes Mensch, Dich!" winselte er. „Kaufen Du! Gleich kaufen Du! — Was gibt Dich?"

Piper besann sich einen Moment, dann sprach er herablassend zu dem lauernden Monarchen:

„Ein Glas Bier!"

„Wenig! Sehr viel wenig!" schüttelte dieser den Wollkopf.

„Was? Zu wenig? Meinst Du, windiger Gauner, ein zum Tod verurteilter Neger sei mehr wert?"

„Sehr viel wenig!" wiederholte Salomon Isaak. „Starker Neger ihm! Gesund!" Dabei klopfte er dem armen Schlucker auf die Muskeln, die wirklich aller Achtung wert waren.

„Gut! Damit Du siehst, daß ich Dir wohlgesinnt bin und die freundschaftlichen — pardon, korrekten Beziehungen zwischen Deutschland und den Aschanti-Negern nicht stören will: also zwei Glas Bier!"

Eine kurze Pause trat ein, dann meinte Salomon Isaak abermals: „Wenig! Sehr viel wenig!"

„Legen sie noch was zu!" flüsterte der Bürgermeister, dem angst wurde, das Geschäft könne nicht zustande kommen.

„Fällt mir gar nicht ein!"

„Sehr viel wenig!" murrte der Neger von neuem, und um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen, fügte er hinzu: „Hals sich ab sich! Kopf ab!"

„Also höre!" sagte nun Piper und legte alle Energie, deren er fähig war, in seine Stimme: „Zwei Glas Bier und eine Zigarre! Mehr unter keinen Umständen! Das Bier und die Zigarre werden morgen früh pünktlich ausbezahlt! Einverstanden? Ja oder Nein?"

Salomon Isaak fand das zwar immer noch „sehr viel wenig" (und, wie ich gestehen muß, mit vollem Recht), aber als er sah, daß nichts mehr herauszuschlagen war, gab er dem Delinquenten einen mächtigen Fußtritt, der ihn vor Pipers Füße schleuderte. „Das Dein neues Häuptling sein, Schwein!"

Der Delinquent küßte die Stiefel des Referendars, und wollte noch zärtlicher werden. Da aber sprach dieser:

„Salomon Isaak! Damit Du siehst, daß ich Dir wahrhaftig und aufrichtig wohl will — schenke ich Dir den Kerl! Aber geschehen darf ihm nichts!"

Soviel Güte ging über Aschanti-Begriffe.

„Nix ihm geschehen!" wimmerte gerührt der Häuptling, „Oh, Dich edles Mensch bist!"

Aber der Referandar unterbrach seine Dankbezeugung: „Ich gebe zu, daß der Kerl da für die Backpfeife den Tod verdient hat! Denn er ist Dein Untertan! Aber ich bin doch nicht Dein Untertan?"

„Nein! Dich deutsches Mensch sein!"

„Eh bien! Alsdann, wenn ich nicht dafür geköpft werden kann, daß ich Dir eine Ohrfeige — —"

Mit diesen Worten holte Piper weit aus und versetzte dem nichtsahnenden Negerfürsten eine Backpfeife, von deren Schall das in der Bude gegenüber logierende Riesenweib entsetzt auffuhr.

Dann faßte er den Bürgermeister unter'm Arm und verließ mit ihm erhobenen Hauptes das Aschantilager.

Allerlei.

Neue Briefmarken. Wie der Verlag von Schaubeks Permanent-Briefmarken-Album, C. F. Lücke, G. m. b. H., Leipzig, Perthesstraße 2, mitteilt, stellte Westafrika neue Marken für Senegal her und zwar in vier verschiedenen Zeichnungen. Die Werte von 1—15 Cents sind

in Querformat gehalten und mit dem Medaillon-Bilde des Generals Faidherbe geschmückt, die von 20—70 Cents in Hochformat, eine Palmenlandschaft zeigend, und für die Frankenwerte wählte man wiederum das Querformat mit dem seitlich angebrachten Porträt des Statthalters Dr. Ballay. — Neue Postwertzeichen für 5 und 10 Rubel brachte auch Rußland heraus, in der alten Art, doch geschmackloser und stilloser, wie die seit Jahren gewohnten. — Ferner bescherte der Anlaß des 40jährigen Regierungs-Jubiläums des Herrschers von Rumänien der Sammlerwelt neue Marken. Der Lebenslauf dieses sympathischen, klugen Hohenzollern-Sprossen lieferte die Entwürfe für die Markenbildern. Im Hochformat sind die niedrigen Werte gehalten. Sie zeigen das Bildnis König Carols in der Vollkraft seiner Jahre, während auf der 15 Bani-Marke, im Querformat, das Porträt des Fürsten in strahlender Jugend vor 40 Jahren, demjenigen von heute, im Silberschnee des Alters, gegenübergestellt ist. —

Gedankensplitter.

Die beste Brille ist das Gold,
Durch sie scheint grad', was krumm ist,
Was alt, scheint jung, was bucklicht hold,
Und weis' und klug, was dumm ist.

Unsere Bilder.

Die Zeit der Ernte naht heran und fruchtschwer neigen sich die Halme des Getreides. Mit kraftvollem Arme naht der Schnitter und seine Sense mäht mit hurtigem Schwunge den reichen Segen nieder. Flinke Frauenhände unterstützen ihn, indem sie das Gemähte zu Garben binden. Es ist keine leichte Arbeit, so in der Sonne Glut und Glast sich zu mühen, und wenn der Mittag naht, dann wird gern eine Pause gemacht, um Erholung zu neuer Arbeit zu finden. Die mitgebrachten Eßkörbe werden ausgepackt und nach einer kräftigen Mahlzeit streckt sich alles im Schatten des hochstehenden Getreides nieder, um entweder einen kurzen Schlaf zu tun oder im leichten Geplauder sich zu ergehen. Dies ist der Moment, den das von uns wiedergegebene Gemälde „Mittagsruhe" von Ernst Henseler in trefflicher Weise festgehalten hat. — Einen passenden Gegensatz dazu bildet das nach einer Photographie hergestellte Bild „Abendfrieden". Des Tages Last und Mühe ist nun vorüber und still und ausgestorben liegt das Dörflein im letzten Dämmerscheine. Leise plätschert das Bächlein dahin und kein anderer Laut stört den seligen Frieden des Abends. Die äußerst künstlerisch gemachte Aufnahme erschöpft völlig den stimmungsvollen Reiz, der in dieser Situation liegt.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.

Hürtgen
bei Düren Eifel

Hotel-Restaurant Wilh. Bergsch
hält sich Touristen und Sommerfrischlern
angelegentlichst empfohlen.
Ausgedehnte Waldungen — Katholischer Gottesdienst — Post — Telephon
Arzt im Orte — Mäßige Pensionspreise — Wagen auf Bestellung.